Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 6. 10. 1935 | Nr. 40

Bauer und Erntedank.

Die Glocken läuten vom Kirchturm, sie rufen lauter als sonst. Wagen an Wagen, Fußgänger mehr als sonst, festlich gekleidet, der Bauer, die Bäuerin, der Sohn, die Tochter, der Knecht, die Magd, alle kann man sie heute sehen.

Erntedankfest — der Tag des deutschen Bauern. Tief innerlich bewegt nimmt er den Weg zum Gotteshause. Danken muß er dem höchsten Gott.

Fühlt doch niemand die göttliche Kraft so, als gerade der Bauer, sei's im Boden, im Korn, in jeder Pflanze und nicht zuletzt in seinem eigenen Blute, die ihm seine schwere Arbeit als Dienst am Volke verrichten läßt. Der Bauer ist der erste Diener seines Volkes — an allem Anfang stand und steht er. Das ist sein Ruhm. Dienst ist Ehre. Wenn er hinterm Pfluge schreitet und mit fester Hand die Schollen bricht, so tut er damit schon seine Pflicht. Die Saat allein, sie kostet manchen Tropfen Schweiß. Manch bange Sorge um sie hält dann den Bauern den Winter über und im Frühjahr besonders stark in ihrem Bann. Es liegt eine lange Zeit zwischen Aussaat und Ernte und viel Arbeit und Mühe kostet's, ehe der Tag der Ernte naht.

Erntezeit, segenreiche Zeit aber auch die schwerste Zeit. Alle vorhandenen Kräfte werden in dieser Zeit mit eingespannt. Des morgens schon in aller Früh ½4 oder 4 Uhr hört man die Haustür mit mächtigem Getöse ins Schloß fallen. Der Bauer geht über den Hof in den Stall, lächelnd und freudig, wiehernd grüßen ihn die Pferde. Der Bauer erwidert den Gruß und dankt mit einigen leichten Handschlägen auf den Hals. Dann schüttet er ihnen das Futter ein. Es gibt einen schweren Tag da müssen die Pferde besonders gut gefüttert werden.

Inzwischen ist alles aufgestanden. Der Knecht dengelt die Sensen, der Bauer prüft noch einmal die Mähmaschine und ölt sie gut durch. Dann beginnt der Marsch ins Feld. Alle stehen sie in einer Front, der Bauer, der Sohn, der Knecht, die Tochter, die Magd. Es gibt keinen Unterschied bei der Arbeit; sie erfordert von allen gleiche Kraft. So gibt es nachher auch keinen Unterschied beim Erntefest. In der heißesten Jahreszeit, gerade wenn der Städter seinen Urlaub nimmt, steht der Bauer vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht hinein im Schweiße seines Angesichts und sorgt dafür, so gut er kann, daß alles was Gottes Güte ihm beschert hat, gut eingebracht wird. Des Tages bei schwerer Arbeit, des Nachts auf einsamem Posten die Früchte seines Feldes zu schützen vor lichtscheuen Gestalten, die da ernten wollen, was sie nicht gesät haben.

Dies alles tut der Bauer nicht allein für sich. Er weiß, ja, er muß es heute wissen, daß er mit all seiner Arbeit, die er leistet, seinem Volke dient und nichts weiter tut und tun kann, als einzig und allein seine Pflicht.

Wenn wir am heutigen Tage etwas weiter gehen und mit unseren Gedanken etwas tiefer hinab und höher hinauf steigen, einen Blick in uns selbst hinein werfen, wenn wir aus unserer Zeit einen Blick in die Vergangenheit zurückwerfen und nur an die Zukunft denken, so müssen wir feststellen, daß noch so manches bei uns anders werden muß.

Unsere Zeit will uns als ganze Menschen. Unsere Zeit, unser Volk und sein Führer fordern von uns mehr denn je, unsere Pflicht zu tun. Wir sind noch lange nicht das, was wir sein sollten, müssen es aber werden.

Gesinnung, Haltung und Pflichtbewußtsein in unseren Reihen lassen noch viel zu wünschen übrig. Die Deutsche Nothilfe hat ihre diesjährige Parole ausgegeben; sie lautet: „Opferwille entscheidet!"

Der Wille, Opfer zu bringen für die hungernden Brüder und Volksgenossen, wird entscheidend sein. Gerade wir Bauern tragen die Verantwortung, tragen sie in uns selbst, im eigenen Blute. Verantwortung für unser Volk, vor Gott und vor uns selbst.

Dieser Verantwortung aber kann sich niemand entziehen. Niemand kann die Augen oder die Ohren schließen oder gar behaupten, es gäbe in unserem Volke keine Not. Deutscher Bauer! Trete das heilige Erbe deiner Väter wieder an. Kehre zurück zu der Gesinnung, wie sie unsere Väter hatten. Vergiß nicht, daß sie, wenn das Volk in Not war, alles hingaben! Wenn zur Zeit großer Not Leute, Volksgenossen auf ihren Hof kommen um Brotgetreide zu kaufen so fragten sie „Habt ihr auch Geld?" Wenn dann die Leute sagten, „Ja, Geld haben wir", dann sagten die Bauern: „Dann geht ihr nur anderswohin. Wer Geld hat, kann überall Brotgetreide kaufen, hier bekommen nur diejenigen Brot und Brotgetreide, die heute kein Geld haben zu bezahlen."

Unsere Zeit braucht wieder Bauern, die ehrlich sind gegen sich selbst und die treu zu ihrem Volke stehen, Bauern die nicht das Höchste in sich selbst, sondern in ihrem Volke sehen, Bauern die wissen, daß ihr Leben nur so viel Inhalt und Wert hat, als sie dem Volke an bleibenden Werten zu geben bereit sind, Bauern die nicht ihr Eigenleben leben, sondern Bauern, deren erster und letzter Herzschlag, deren erste und letzte Arbeit, dem Volke gilt.

Erhard Behnke.

Stirb und Werde.

Nun sind die Felder leer. Inmitten brauner Ackerbreiten stehen lange Streifen goldener Stoppeln. Wie eine Ahnung ihrer erfüllten Aufgabe leuchten sie noch einmal im Licht des sterbenden Tages. Erntezeit! Ein helles Klingen ist in dem Wort. Ein frohes Danken für die Frucht eines Jahres. Der Tag der Ernte ist der Tag göttlicher Fruchtbarkeit. Und Fruchtbarkeit ist das ewige Gesetz unseres Blutes.

Der Tag der Ernte muß zum Tag des Bekenntnisses werden, des Bekenntnisses zur Verantwortung gegen Blut und Art, und zur Folgerung aus dieser Verantwortlichkeit — zur Fruchtbarkeit auf Grund der Auslese. Denn immer ist der einzelne Mitträger des Gesamtwertes eine Gemeinschaft. So sehen wir in der Erntezeit das Sinnbild jenes Gesetzes der Auslese, auf Grund dessen allein alles Leben Bestand und Ewigkeit hat, und erst recht wir als Volk und als Art und als Rasse,

Inmitten der Feste des Jahrlaufes hat bis heute das Erntefest uns den tiefen, letzten Sinn unserer germanischen Weltanschauung — jene Erkenntnis des ewigen Stirb und Werde, wach und lebendig gehalten. Jahrtausende haben an dem Geistesgut unserer Vorfahren genagt, fremdes Lehrgut, mittelländische Geistesauffassung haben, nicht immer nur auf dem Weg geistiger Auseinandersetzungen, unser ursprüngliches Denken, unsere enge Gebundenheit an die Natur überwuchert und überdeckt.

Manchmal war diese Anerkennung fremder Art nur eine äußerliche Bejahung „überlieferter" Formen, während der innere Wesenskern jenes Gesetz des Anfangs auch damals sich noch als lebendig bewies. Dabei nicht immer jene innere Zwiespältigkeit klar erkennend — im Wesentlichen aber das Ursprüngliche aus Denken und Fühlen heraus bejahend. Und das gerade im Bauerntum.

Seit dem Anbeginn unseres Weges in der Geschichte war der Bauer am unmittelbarsten der Natur verbunden. Selber fast ein Stück der Erde, demselben Gesetz dienend als sie. So warf er im werdenden oder vergehenden Jahr die Saat. Sah ihr Wachsen, ihren Weg zur Reife und ihre Erfüllung als Frucht. Und wieder nahm er diese Frucht und warf sie als neue Saat über die neue Erde. Und sah von Neuem den Weg zur Erfüllung. So wurde ihm aus dem Tagewerk seines Jahreslaufes Bewußtsein, was nur als drängende Ahnung in seinem Blute lag. Und wie er das Werden und Sterben und wieder Werden des Saatkorns sah — so sah er das Jahr in seinen Jahreszeiten, sah den Weg der Sonne, zündete die Flamme des Glaubens zur Mittwinterwende und die Flammen des Dankes und der Verbundenheit zur Sonnenwende des Mittsommers. Überall aber sah er jenen Willen Gottes zum Leben und sah ihn begründet in dem Stirb und Werde, das ihn und seine Sippen selber traf und das ihn am Acker und überall umgab. Da er dies sah, wurde ihm auch die Erkenntnis seiner eigenen Aufgabe inmitten dieses Wandelns, und er erfüllte sie.

Leben trug sein Weib und gebar es. Und wie er draußen nur jenes Korn wachsen sah, reifen und Frucht tragen, das gesund war und der Art entsprach, so erkannte er jene Bedeutung des Artgemäßen, des Wertvollsten und Tüchtigsten. Und wie er die Erde brach, Jahr um Jahr, so erfüllte er auch sein Gesetz. Und begründete als erster Bauer unseres Volkes Dasein durch die Jahrtausende. Und stand durch die Selbstverständlichkeit seines Lebens an unserer Weltanschauung Wache vom Anbeginn bis heute.

Darum auch sollen die Tage des Erntefestes Tage der Prüfung und der Scheidung werden. Die Scheidung zum Guten, Beständigen, Artrechten und darum Ewigen. Denn unser Volk muß wieder rein werden und blutmäßig innerlich geschlossen, weil sonst seine Ewigkeit ein Phantom bleibt.

Immer aber glauben wir an das Zeichen des fruchtschweren Erntekranzes, an das Sinnbild des ewigen Stirb und Werde, als Zeichen der nie endenden Lebenskraft der nordischen Rasse in unserem Volk.

Rudolf Proschk.

Landschaft

Von Herbert Böhme

Wir sind die Demut wogenweiter Felder,
Wenn warmer Wind der Blüte Atem weht,
Wir sind vorborgne Stille deiner Wälder,
Die wie ein Mückenspiel auf Wassern steht.

Du schenkst uns deiner Erde reifes Korn,
Das wir mit harten Händen von dir mähen
Und schenktest uns des Blutes heißen Born:
Wer will dich schmähen?

Wir sind die Herbheit opferfroher Pflicht,
Und unsre Pflicht, bei Gott ist ein Gebet!
So gabst du, Erde, uns dein Angesicht
Und einen Glauben, den kein Sturm verweht!

Geschichte des deutschen Menschen.

Aus Hans Grimm: „Volk ohne Raum."

Wann beginnt eines Menschen Geschichte? Das Schicksal kommt einen weiten Weg gegangen, und die Geschichte jedes Mannes fängt bei seinem Volke an.

Niemand vermag zu sagen, was aus den Deutschen geworden wäre, wenn die Könige der Franken nicht die Schwaben und Bayern und Thüringer und besonders die beiden reinsten Stämme, die Sachsen und Friesen, übermannt und in ihr Reich gezwungen hätten

Indessen läßt sich erkennen, was durch den Karolingersieg allen Deutschen geschehen ist.

Mit den Deutschen ist zweierlei geschehen. Sie verlernten die adlige Bedeutung und die adlige Verpflichtung des freien Mannes, und sie vergaßen, daß Fürsten wohl gerufen werden, einem Volke zu dienen durch Führerschaft, aber daß ein Volk nur dem heiligen Wohle seiner Kinder dienen darf und nie einem Fürsten. Die Deutschen haben durch fast zwölf Jahrhunderte zweierlei mißachtet, sich selbst und ihre Kinder.

Früher und zuletzt bei den niederdeutschen Sachsen, bis sie den Franken erlagen, ging es so zu:

Dem gemeinfreien Manne, der auf Grund seiner Freiheit und Tüchtigkeit selbst ein königlicher Führer werden konnte, galt seine Unabhängigkeit als das Vornehmste. Was ihm werden konnte an vermehrter Ehre und vermehrtem Besitz wurde ihm durch die eigene Kraft zuteil. Über ihm stand im Gau nur die Versammlung der Freien, von einem Höheren war nichts zu erwarten, denn ein Höherer, der verwehren und gewähren konnte, war nicht da.

Die Gau- und Landesgemeinde hatte die höchste Gewalt, sie wählte die Richter, die Heerführer, die Fürsten. In der Volksversammlung wurde das Gesetz gebildet, das Recht bewahrt, wurden Krieg, Frieden und Bündnisse beschlossen.

Nicht anders stand es ursprünglich bei den fränkischen Stämmen und wurde auch nicht anders, während ihre Jungmannschaften für Landeszuweisungen an der Somme und Aisne den Römern Kriegshilfe leisteten und römische Kriegszucht lernten. Aber als die Römer erschlafften und die fränkischen Kriegsvölker Herren wurden in Soissons und Paris an Stelle der Römer, da begann bei den Franken ein Newes. Der erwählte Führer ihrer vordringenden Kriegsvölker, daraus der Großkönig aller Franken geworden war, bekam Untertanen; die fremden Untertanen waren von der römischen Herrschaft her den Druck der Verwaltung und eine unbeschränkte Macht über sich gewöhnt. Der fränkische Großkönig lernte bei den Fremden und von den Fremden römische Art; und es gelang ihm, zunächst unter den Franken und nach den Frankensiegen in allen deutschen Stämmen den Grundsatz vom Herrentun des freien Mannes vergessen und zunichte zu machen.

Das neue Königtum dachte sich und vielleicht dem neuen Staatswesen, denn ein Volk waren seine Regierten nicht, dadurch zu dienen, daß es die alte deutsche Volksfreiheit verdrängte.

Aber dem fränkischen Königtum und, als Karl der Große Kaiser wurde, dem römischen Kaisertum und danach dem ersten deutschen Königtume wie dem Reiche, dahinter das Volk verborgen war, schlug das Hauptmittel, wodurch der König zu herrschen trachtete, zur Vernichtung aus.

Das Hauptmittel persönlicher Herrschaft waren die Amtsherzöge und Grafen, die der König für die Stämme und Gaue ernannte, daß sie an Stelle der Versammlungen der Freien träten.

Bei der Auswahl dieser Beamteten maßte sich der König völlig freie Hand an. Sie sollten als neuer Adel des Staates nur ihm verbunden sein; auf der Verbindung mit dem Könige beruhte ihr Vorrang. Manchmal, wo es klug schien, übergab er Männern alten freien Geschlechtes das Grafenamt in ihrem Heimatlande, meistens ernannte er eigene sichere Leute, zuweilen Freigelassene, zuweilen Unfreie.

Mit diesen Beamten ließ sich, solange das Königtum noch stark war, vieles ohne den Willen, manches gegen den des Volkes durchsetzen, und der Freie gewöhnte sich daran, regiert zu werden, und das deutsche Volk verlor langsam seinen politischen Sinn.

Aber das Königtum blieb nicht stark, sondern die wirkliche Macht glitt über auf die regierenden Beamten, auf die absetzbaren Amtsherzöge und Amtsgrafen. Die Amtsherzöge machten sich zu Stammesherzögen und die Grafen zu Reichsfürsten. Sie brachten ihr Amt, dazu das Lehen, womit ihre Amtsführung bezahlt wurde, dazu andere königliche Herrenrechte als Erbeigentum an sich. Der König hatte sich frei gemacht vom Volke mit Hilfe jener Ehren, Besitz und Einfluß suchenden Männer; als diese Ehren, Besitz und Einfluß hatten, machten sie sich frei vom Könige mit Hilfe der bei ihnen Ehren, Besitz und Einfluß suchenden Gefolgschaft.

Indem sie dem Könige die Macht entzogen, wurden fast ungezählte kleine Könige aus ihnen.

Wer in früheren Zeiten etwas bedeuten wollte, mußte eine Tat vollbracht haben; wer in der kurzen echten Königszeit, denn schon um das Jahr Tausend hatten sich die Provinzialbeamten zu Fürsten hinaufrebelliert, ansehnlich sein wollte, mußte dem Könige gefallen; in der folgenden Zeit hing fast alle Würde und Bedeutung, die ein tüchtiger Mann in öffentlichen Dingen erringen konnte, von der Beziehung zu seinem besonderen Fürsten ab, das heißt, es lernte jeder Deutsche, etwas von einem Anderen und Höheren zu erwarten, das heißt, die eigene Stärke der Tat wurde fast unwichtig vor der Beglaubigung einer Leistung, das heißt, die Deutschen wurden abhängig.

Doch ist hierdurch das Bild vom deutschen Werden nicht rund. Zu zeigen bleibt die politische Folge: Dem Auslande gefiel die Zersplitterung wohl. Im Jahre 1075 erklärte der Papst, bei den Fürsten läge das Recht zur Wahl des Königs, und im Jahre 1648, als der Dreißigjährige Krieg zu Ende ging, bestimmten die Franzosen in ihrem französischen Friedensvertrage, daß die etlichen hundert deutschen Herrscher samt und sonders souverän sein sollten.

Danach kamen die Dinge, wie sie kommen mußten. Wo in der Fremde eine starke königliche Einrichtung verblieb, oder wo in der Fremde, wie in England, die alte Anschauung von der Bedeutung des freien Mannes nicht ganz vergessen ging, wurden die Staaten, die nicht weniger aus Stämmen bestanden als das Reich, zu einigen Völkern, und diese Völker griffen hinein in die leere Welt und errafften sich Fläche und Raum, darauf und darin ihre Kinder und Kindeskinder sich frei bewegen und frei leben und frei atmen könnten, ohne bei jeder Armbewegung an den Nachbarn anzustoßen.

In derselben Zeit, vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Frankfurter Frieden und darüber hinaus, ließ sich das deutsche Volk außerhalb und innerhalb seiner Stämme auseinanderreißen; und indem es dem Fürstengezänke und der Fürsteneifersucht und dem Fürstenehrgeize diente und glaubte, solches sei Treue, ward die Welt eingeteilt, und für die Kinder des deutschen Volkes blieb kein Stück übrig, in das sie hineinwachsen könnten, ohne ein fremdes Volk zu stören.

Und die Kinder des deutschen Volkes mehrten sich dennoch und wurden in ihrer räumlichen Enge uneins und neidisch untereinander; sie begriffen nicht, daß ihnen nur Raum und Luft fehle daheim; sie meinten aus ihren anerzogenen abhängigen Gefühlen heraus, mit Parteien und Spitzfindigkeiten lasse sich das unverständige Schicksal unverständig besiegen.

Das Schicksal kommt einen langen Weg gegangen, die Geschichte jedes lebendigen deutschen Mannes beginnt in der Frankenzeit, und als die Sachsen an der Weser erlagen.

Deutsches Jungvolk wandert durch Frankreich.

II.

Wir ahnten das Meer. Es ließ uns keine Ruhe, und kurzentschlossen zogen wir an der felsenzerklüftete Küste der Bretagne nach St. Malo. Strand, Felsen, Meer in selten gesehener Symphonie. Wer abends, wenn die Flut den Nebel bringt, üb.r die Stadtmauer der alten Festungsstadt bis zum Hafen geht, glaubt sich zurückversetzt in eine unwahrscheinliche Welt von Sagen und Seemannsgeschichten.

Es war für uns eine große Freude, in diesem französischen Seebad bei einem öffentlichen Kurkonzert wieder unsere Lieder singen zu können. Schon als wir singend durch die Stadt marschierten — eine Seltenheit in Frankreich — wurden wir begleitet von einer großen Anzahl froher und freundlicher Menschen. Um den Musikpavillon sammelte sich eine zahlreiche Menge, die dem deutschen Singen Beifall spendete, der sich von Lied zu Lied steigerte.

Ungern nur nahmen wir Abschied vom kristallklaren Meer, das bei Flut mit unheimlicher Wucht die dunkelroten Felsenriffe überspülte.

Nachtfahrt nach Chartres. Ankunft 5 Uhr morgens. Die Sonne hat noch nicht die Höhe des Hügels erreicht. Staunend stehen die jungen Kameraden vor dem gewaltigen Bau der frühgotischen Kathedrale, die zu den größten Werken ganz Frankreichs gehört. Grau und groß ragen die beiden verschiedenen Türme gegen den morgendlichen Himmel, an dem nur einige Wolken vom baldigen Aufgehen der Sonne künden. Wuchtig und streng schaut uns die Mittelfassade mit der mächtigen Rosette in der Mitte an. Und gerade, als wir eintraten in das hohe, dunkle Mittelschiff, fielen die ersten Sonnenstrahlen durch die hellen, bunten Fenster des Chors und warfen das rotgelbe Muster auf den steinernen Boden. Die Grundstimmung der großen Fenster im Mittelschiff ist blau und grün, und das ist gerade das überwältigende in diesem Raum, der Gegensatz vom ernsten dumpfen Schiff zum heiteren, festlichen Chor.

Von Chartres ging es weiter nach Paris, wo wir wiederum einige Tage verbrachten. Wir gaben in dem Lycées einen Abend, zu dem wir die Vertreter jener Gruppen einluden, die wir unterwegs getroffen hatten und bei denen wir zu Gast waren. Auch dieser Abend gestaltete sich zu einem vollen Erfolg. U. a. wurde dann noch eine kleine Dampferfahrt auf der Seine unternommen, zu der uns die Deutsche Botschaft eingeladen hatte.

Von Paris aus folgten wir der Einladung des französischen Frontkämpfers Henri Pichot, der uns auf dem Heldenfriedhof von St. Quentin begrüßte. In St. Quentin fanden wir wieder außerordentlich gastfreundliche Aufnahme. Man zeigte uns die Stadt, die völlig wieder aufgebaut ist, die Kathedrale, und nach einem Empfang im alten gotischen Rathaus marschierten wir zum deutschen Friedhof vor der Stadt. Henri Pichot, der Führer der Millionenbewegung „Union Fêdérale" sprach dort zu uns, durchdrungen von der ehrlichen Hoffnung auf den Frieden der Gleichberechtigung aller Völker. Wir begrüßten die toten Helden mit dem Deutschen Gruß und dem Lied vom guten Kameraden. Ich möchte hier Pichot selbst sprechen lassen:

„Ihr habt eine Fahrt durch Frankreich gemacht, besucht habt Ihr d.e Loire, Paris habt Ihr gesehen, Orleans, Tours, die Normandie und die Bretagne. Heute seid Ihr in St. Quentin, in der Stadt, in der sich Frankreichs sowie Deutschlands Jugend als tapfere Gegner gegenübergestanden haben, wo auch so manches mit dem Krieg verbundene Leid unvergängliche Wunden zurückgelassen hat.

Wir Franzosen, nicht nur die Frontkämpfer, sondern das ganze französische Volk, wollen den Frieden! Wir haben zuviel gelitten. Frankreich hat in seiner Geschichte zu viele Krieg durchgemacht, es weiß, was Krieg ist. Wir Franzosen wollen nur in Frieden leben.

Aber wir wollen auch, daß die anderen Völker, besonders Deutschland, in seinem Recht, in seiner Freiheit und in seiner Sicherheit leben kann. Das ist die reine Wahrheit! Das allein müßt Ihr glauben und nicht das, was die Zeitungen schreiben. Das ist die Wahrheit des Wollens des französischen Volkes.

> Wer bewirkt, daß dort, wo bisher ein Halm wuchs, nunmehr deren zwei wachsen, der leistet mehr für sein Volk als ein Feldherr, der eine große Schlacht gewinnt.
>
> Friedrich d. Große

Das kann ich sagen, weil ich ein Frontkämpfer bin, verwundet und in deutscher Gefangenschaft war, seit zwanzig Jahren Deutschland kenne und ein Freund Deutschlands bin..

Die Völker brauchen nur Frieden zu haben, denn im Frieden blüht das Glück. Es genügt ein für allemal, daß wir uns bekämpft haben. Wir wissen, daß Eure Väter wahrhaft tapfere Feinde waren, wir wollen mit Euch wahrhaft tapfere Freunde sein.

Wenn ich hier so spreche, so stehe ich nicht nur allein, sondern eine Million meines Frontkämpferbundes, dazu die Stadt St. Quentin, ja, das ganze französische Volk spricht zu Euch."

Am Nachmittag desselben Tages besuchten wir den französischen Friedhof und legten auch dort Blumen nieder.

Nichts spricht deutlicher die Sprache vom Unheil eines großen Krieges, als diese endlosen Gräberreihen mit den Tausenden von Kreuzen, auf denen oft der Buchstabe X, das ist: unbekannt, zu lesen ist.

In der Frühe des nächsten Morgens besuchten wir den erst vor kurzem eingeweihten Soldatenfriedhof von Maissémy, jenen Ehrenhain, auf dem 30 000 deutsche Helden ruhen. 15 000 in einzelnen Gräbern, 15 000 in großen Sammelgräbern. Dieser Friedhof in seiner schlichten Erhabenheit, mit seinem wogenden Blütenmeer, aus dem die Reihen der schwarzen Holzkreuze herausragen, mit seiner edlen Ehrenhalle, aus schweren deutschen Steinquadern geschaffen, war für jeden von uns das größte Erlebnis auf der ganzen Fahrt. Die junge Mannschaft zerstreute sich auf den umliegenden Feldern und pflückte die einfachen Feldblumen von diesem geweihten Boden, um sie in dicken Sträußen an dem Bronze-Sarkophag in der Ehrenhalle niederzulegen. Diese einfache und schlichte Art entsprach am meisten der Würde dieses Ortes.

In der Nähe von Reims, jener Stadt, die vielleicht die schönste Kathedrale Frankreichs in sich birgt, an der jede einzelne der vielen Steinfiguren ein Kunstwerk für sich ist, schlugen wir unsere Zelte auf, um von diesem Lager aus die Schlachtfelder des großen Krieges zu besuchen. Jene Stätten, um die einst unsere Väter so erbittert rangen. Ganze Landstriche sind dort noch durchzogen von den alten Stellungsgräben aus dem Weltkriege, sind zum Teil abgesperrt, weil immer noch Granaten und Munition dort gefunden werden. Bei jedem Umpflügen der Hafer- oder Rübenäcker, die die ganze Gegend wieder durchziehen, werden noch Hunderte von Blindgängern gefunden, an den Straßen zu großen Haufen gesammelt und vernichtet.

Und wenn man auf dem Wege der Champagne marschiert, dann merkt man etwas von jenem weißen Staub, der uns durch so viele Bücher bekannt ist und der der Landschaft dort den eigenartigen herben Ausdruck „die weiße Luft" gibt. —

Wir kamen zurück von Frankreich mit einem großen Erleben. Wir sind stolz, in viele Dörfer und Städte deutsches Liedgut hineingetragen zu haben. Die Fahrt war nur ein Anfang, das Wesentliche wird die Ausarbeitung und die Pflege der vielen Beziehungen, die wir angeknüpft haben, sein. Wir hoffen, daß die Jugendgruppen, bei denen wir zu Gast sein durften, uns bald in Deutschland besuchen werden. Sie können versichert sein, daß sie hier mit eben derselben Gastfreundschaft, mit der wir bei ihnen empfangen wurden, aufgenommen werden, denn die in der Hitler-Jugend geeinte deutsche Jugend will mit der Jugend Frankreichs gern in guter Kameradschaft und Nachbarschaft leben

Unser Ausflug zum Erntefest nach Krossen.

Nach langer Zeit konnten wir wieder einmal einen Ausflug machen, d. h. aber nicht auf Leiterwagen, sondern zu Fuß. Kurz nach 12 Uhr marschierten wir los. Ein Kamerad stellte sein Rad zur Verfügung und dort packten die meisten von uns ihre Taschen mit der Fourage auf. Unterwegs sangen wir lustige Lieder und so verging uns die erste Hälfte des Weges sehr schnell Es dauerte jedoch nicht sehr lange, so machten einige Mädel schlapp. Nach einer guten Stunde machten wir 10 Minuten Pause, dabei wurde schnell ein wenig gegessen. Aber ja, der „gute Junge", der die Fourage von einem Teil der Mädel auf dem Rade hatte, war schon vorgefahren, und nun mußten diese zugucken, wie wir anderen aßen, denn von uns wollen sie ja nichts haben. — Als wir weiter gehen wollten, holten uns auch schon die Otterau- und Langenauer Kameraden und Kameradinnen ein, die alle auf Rädern waren. Wir nun rauf auf die Räder und so ging's weiter. Wenn es sich auch manchmal sehr schlecht fuhr und wir oft absteigen mußten wegen des schlechten Weges, ließen wir uns die Fahrt doch nicht verdrießen. Fröhlich langten wir in Krossen bei dem 1. Vorsitzenden, Helmut Schmidt, an, bei dem das Erntefest stattfand. Der erste Gang führte in die Küche, wo wir mit Buttermilch bewirtet wurden, die uns alle sehr gut erquickte. Als wir uns gesäubert und den' Durst gestillt hatten, hieß es: Im Hofe antreten. Es folgte der Aufmarsch und ein Prolog von Kameradin Linde. Als der 1. Vorsitzende, Helmut Schmidt, dieses Fest eröffnete, und alle auf's herzlichste begrüßte, sprach Hans Seehafer zu uns. Nach einem Liede folgte das „Lehrspiel" von der Ortsgruppe Langenau und Otterau. Nach einer Ansprache von Kamerad Niefeldt wurden das Laienspiel „Jugend marschiert" von der Ortsgruppe Schulitz und der Erntetanz der Ortsgruppen Otterau und Langenau aufgeführt.

Nach dem ersten Teil wurde eine kleine Pause eingelegt, während der wir mit Kaffee, Kuchen und großen Landbrotstullen bewirtet wurden. Nun setzten Tanz und Lied ein erst im Hof und als es dunkel wurde, in der Scheune.

Leider mußten wir unsere gastfreundlichen Wirtsleute schon um ½11 Uhr verlassen; dann ging's auf zwei Kastenwagen und mit dem Liede „Muß i denn, muß i denn" heim. Da aber auf dem 2. Kastenwagen weniger drauf waren und fast alles Jungen, fuhr er an uns vorbei. Die Jungen wurden dann ein Stückchen vor Schulitz abgeladen, wo sie sich versteckten, bis wir ankamen. Sie wollten uns Angst machen, aber wir ließen uns nicht erschrecken. Die letzten 4 Kilometer tippelten wir zu Fuß weiter. Bei guter Stimmung kamen wir in Schulitz an.

Gertrud. — Schulitz.

Schriftleitung: Herbert Pech, verantwortlich: Ernst Hempel. beide in Bromberg.

Begegnung in der Tuchler Heide.

Man merkt schon deutlich, daß es Herbst geworden ist. Die Blätter färben sich allmählich und die Singvögel fliegen dem Süden zu. In solchen Herbsttagen ist es ein Erlebnis, in der Heide zu wandern. Durch Bäume und Büsche leuchtet das schlichte Heidekraut. Wie ein roter Teppich sieht es aus.

Eines Abends wanderte ich zum nächsten Dorf; dort hat in einem kleinen Gasthaus die Gefolgschaft ihren Heimabend. Durch weite Strecken des Waldes kommen sie gegangen. Niemand scheut den weiten sandigen Weg; die ganze Woche haben sie sich auf diesen Tag gefreut, haben dann, als der Tag da war, früher Feierabend gemacht und sind erwartungfroh gegangen. Wie sollte es auch anders sein? Viele Jahre haben sie in der Einsamkeit gelebt. Lange Jahre sind sie nie zusammen gekommen. Immer haben sie nur Arbeit und Not gekannt, um sich auf der kärglichen Scholle zu ernähren. Und nun geht in die Einsamkeit der Ruf: „Kommt alle zusammen und schart Euch unter dem schwarzen Banner!" — Nicht nur die Jugend ist gekommen, auch alte, graue Bauern. Andächtig und still sitzen sie da, lauschen auf jedes Wort, das gesprochen wird. In den Augen der Jugend ist ein frohes Leuchten und die Alten nicken manchmal langsam mit dem Kopf. Alle horchen auf, als ein Kamerad von Konitz erzählt. Von Konitz — wo zum ersten Male die Deutsche Vereinigung durch die Stadt marschierte. Seit 15 Jahren bricht in Konitz ein großer Tag an. Sonnenschein flutet um die Dächer und Mauern der alten Ordensstadt. Von weit und breit kommt die Jugend herbei. Warum kommen sie 70—90 Kilometer mit dem Rade gefahren? — Ja, darum, weil sie doch die Hitlerjugend aus dem Reich begrüßen dürfen, die zum erstenmal Pommerellen betritt. Und nun sind sie alle auf dem Marktplatz angetreten. Die braunen Kollonnen der HJ und des BDM aus Schlochau und die weißen Säulen der Deutschen Vereinigung. Dann setzt sich der kilometerlange Zug in Bewegung, voran eine Musikkapelle und dann unsere Fahnen. Zu Tausenden stehen die Menschen an den Straßen. Die Fahnenträger sind stolz, sie dürfen ihre Fahnen als erste durch die Stadt tragen. Eine halbe Stunde dauert der Marsch, dann ist die Jugend in Form eines Vierecks angetreten — und Dr. Kohnert erscheint. Er spricht von unserer Not und unserem Kampf; er sagt auch, daß es noch dunkler werden wird in unserer Heimat. Wir werden aber trotzdem den Kopf nicht sinken lassen, sondern werden noch fester unser schwarzes Banner umklammern. Auch werden wir treu zur Heimat halten, werden die Opfer freudig auf uns nehmen, die man von uns fordert. Denn wir glauben auch, daß einst das ganze Deutschtum in Polen fest zusammenstehen wird. Stolz wird dann mancher zurückdenken und sagen: Auch ich bin damals schon mitmarschiert, als es hieß, sich zu entscheiden. Als die Sonne ihre letzten Strahlen durch die Bäume sendet, da beginnt das große Volksfest. Ein schönes Bild, wie alles durcheinander wirbelt. Um Mitternacht ist dies' Treiben zu Ende. In den Herzen der Teilnehmer wird der Tag weiterleben, als der erste deutsche Tag in Konitz. — —

Einige Minuten herrscht tiefes Schweigen, dann erst beginnt ein unterdrücktes Murmeln. — Es folgen einige Lieder und ich gehe mit einem Bauern mit, um dort zu übernachten. Wir gehen durch den dunklen Wald, kein Laut durchbricht die Einsamkeit. Nur der Mond sendet sein mattes Licht durch die Baumkronen. Der Bauer erzählt nun: „40 Morgen Land habe ich. Davon kann ich nur die Hälfte bebauen. In diesem Jahr habe ich fast gar keine Kartoffeln, sie sind nur so klein wie Nüsse. Auch an Futter wird es im Winter mangeln. Alles ist vertrocknet. Der Sand hat stellenweise die Früchte begraben. Meine Familie ist groß, die acht kleinen Kinder wollen alle satt werden. Es wird hart werden. In unserem Dorfe — so sagt er weiter — sind wir alle geblieben, niemand ist zur polnischen Zeit abgewandert, es sind sogar noch zwei Bauern zugezogen."

Nun sind wir auf seinem Gehöft angelangt. Die Gebäude sind klein und mit Stroh gedeckt. Die Frau setzt uns das Abendbrot vor und läßt sich dann von ihrem Mann alles erzählen. Auch ihre Augen leuchten, als er von Konitz erzählt. Jetzt werde ich in eine Kammer geführt. Aber eh' ich einschlafen kann, denk' ich an die Worte des Bauern. Wie schwer müssen sie um ihre Scholle kämpfen. Oft leiden sie Hunger. Trotzdem aber sind sie der Heimat treu. Sind auch deutsch geblieben. Schenken dieser Heimat mehr Kinder, als die reichen Bauern des guten Bodens.

Ein stolzes Gefühl können wir in unseren Herzen tragen, daß es noch Deutsche gibt, von denen noch sehr wenige wissen, die aber die Treuesten unserer Heimat sind.

Durch tiefe Not sind wir gegangen
und gehen noch denselben Weg.
Ist auch der Himmel schwarz behangen —
wir gehen diesen schmalen Steg.

Jetzt, — da wir eine Fahne halten
in uns'rer harten Hand;
Wir lassen sie im Sturme walten
in uns'rem Heimatland!

Durch uns're Äcker weht der Sand,
und durch die Wälder braust der Wind.
Wir schaffen's doch mit starker Hand,
Und wissen, daß wir Deutsche sind.

Denn, da wir eine Fahne tragen
in uns'rer harter Faust,
da werden wir den Weg schon wagen! —
Auch wenn der Sturm sie arg zerzaust! — —

Heinz Huwe.